

Literarische Saison 2005

II Deutschsprachige Romane und Erzählungen

Anders als in der amerikanischen Literatur schreiben deutsche Autoren keine Familienromane über mehrere Generationen. Für eine kontinuierliche Geschichte sind hierzulande die Brüche zu groß. Über Jahrzehnte schrieben Söhne und Töchter Abrechnungen gegen ihre Kriegsväter und Mütter. Von den 50er bis zu den 80er Jahren konnte man eine entschiedene Gesellschaftskritik, auch utopische Gegenbilder erkennen. Die Kritik richtete sich gegen alles, was konservativ regierte, liberal nicht offen, ästhetisch nicht interessiert war. Im zweiten Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung wird immer deutlicher, daß jede Generation sich selbst aushalten, nicht nur Anfragen stellen, sondern sich mit den eigenen Erfahrungen und Widersprüchen auseinandersetzen muß. Schwindende Zukunftsaussichten und angekratztes Selbstverständnis distanzieren die Spaßgesellschaft. Ansprüche müssen zurückgenommen werden. Larmoyante Beziehungsgeschichten interessieren immer weniger. Nach der Zurückweisung von Lebensmustern und Autoritäten ist Orientierung dem einzelnen überlassen.

I. Gesellschaftliche Bilder der Jungen

Andreas Maier: „Kirillow“ – Gruppenbild mit Studenten

Bleibt die materialistische Drift der Gesellschaft(en) unaufhaltsam, das enttäuschte Bewußtsein unüberwindbar, ein Sinn des Lebens unerkennbar? Diese Fragen bewegen eine Gruppe Frankfurter Studenten in Andreas Maiers Roman „Kirillow“. Die Söhne und Töchter des Wohlstands sind mehr mit Diskutieren, Trinken, Rauchen und Kopulieren beschäftigt als mit Studieren. Sie verkehren in Cafés, Kneipen und Würstchenbuden. Innere Unruhe, eine anarchische Energie hält sie in Bewegung. Sie sehen kein konkretes Ziel, keinen erstrebenswerten Abschluß, keinen Beruf vor sich. Ein diffus melancholisches Lebengefühl bestimmt ihr Bewußtsein. Irgendwie ist alles sinnlos, vergeblich. Die Welt ist weder zu verbessern noch auszuhalten.

Eines Abends sind Julian und seine Freunde Gast in der elterlichen Taunusvilla auf einer Party, die Julians Vater, ein Landtagsabgeordneter, zu Ehren des Ministerpräsidenten gibt. Alt und jung, die Mächtigen und die Machtlosen könnten sich be-

gegnen. Die Herren vertreten ihre politische Praxis frei von Zweifel, die Jungen trotzig ihre aussichtslose Welt. Der betrunkene Julian wirft dem Ministerpräsidenten vor, die Regierenden beförderten nur die Konsumhaltung der Bürger. Das könnten sie „vor Gott nicht wollen“. Als er einen Abgeordneten beleidigt, holt dieser zu einer Ohrfeige aus. Julians Freund Frank Kober fällt dem Schlagenden in den Arm. Mit einem zerbrochenen Glas ritzt er sich den Unterarm auf. Protest, Hysterie, hilfloses Leidenszeichen? Vielleicht alles zusammen. Kober selbst, Schweiger unter den Gesprächigen, verweigert die Auskunft.

Durch russlanddeutsche Besucher erhalten die Studenten Kenntnis von einem gewissen Kirillow. Dessen „Manifest“ genannter Brief stellt einen vernünftigen Zustand der gegenwärtigen Welt radikal in Frage. Das Unglück der Menschen bestehe darin, daß alle nach Glückseligkeit streben, die man Bequemlichkeit nennen müsse. Durch totalen Konsum zerstörten sie sich und die Welt. Nicht Gottes Wille geschehe, sondern Bürgerwille geschieht. „Die Menschen sind der Indikativ, die Wahrheit findet nur in der Wunschform statt“, also überhaupt nicht, schreibt Kirillow in seinem „Traktat über den Weltzustand“. Die Wahrheit, kommentieren Julian und Freund Jobst, sei einfach, aber nicht diskursfähig. Alles ist vernetzt, Arbeit und Urlaub, die Nahrungsmittelindustrie, Unterhaltungselektronik, das Auto, die Banken, die Flughäfen, das Straßenverkehrsnetz, die Stromwirtschaft, die Hotels. Durch sie und in ihnen funktionieren die Menschen. Man könne nichts herausbrechen, nichts verändern.

„Irgendeine Tat“ wollen die Studenten dagegen setzen, nach einer durchzechten Nacht die Gullideckel der Straße herausreißen und Autos beschädigen. Gezielter folgt dann der Protest in Gorleben gegen die Lagerung der Castorbehälter. Manche sind auch hier nur aus Spaß dabei. Ihre politische Subversion bleibt ein „Windmühlenkampf“. Frank Kober, einmal als „Doppelgänger“ Kirillows bezeichnet, wird oder läßt sich bei dem Protest von einem Traktor überfahren.

Der literarische Kirillow, Ingenieur in Dostojewskis Roman „Die Dämonen“, leugnete im Zarismus des späten 19. Jahrhunderts jede sinnvolle Lebensmöglichkeit. Aus Verzweiflung beging er Selbstmord. Ganz außerhalb der studentischen Diskussionen und des Protests lebt im Roman die alte Frau Gerber. Die pflegebedürftige Frau geht ruhig und bewußt dem Tod entgegen. Mitglieder der Gruppe besuchen sie regelmäßig. Ein privates, unpolitisches Gegenbild zum Pathos der Unzufriedenheit.

Andreas Maier, 1967 in Bad Nauheim geboren, jetzt in Frankfurt lebend, erzählt seine Geschichte überwiegend durch Gespräche. Kein übergeordneter Erzähler ergreift Partei. Kirillow liefert den Studenten das Codewort für ihr Mißbehagen, eine Rechtfertigung für ihr Protestverhalten. Zwischen Pathos und Komik, Selbstbehauptung und Selbstentblößung gleiten die Gespräche hin und her. Gezeigt wird der diffuse, libidinöse Lebenswille melancholisch und ratlos vor sich hinlebender Studenten. Studiert wird wenig, geredet viel. Gegen Ende nimmt der angetrunkene Julian schwärmerisch und zugleich ernsthaft den Namen Gott in den Mund.

Im Interview mit der „Zeit“ erklärte Andreas Maier, sein Roman habe etwas mit „Erkenntnis“ und „systemischer Schuld“ zu tun: „Schuldig werden wir durch die vermittelten Systeme, durch Sprache, Technik, Zivilisation.“ Der Stimmenchor des Romans zeigt nicht nur den gängigen Wertemangel, sondern auch unreflektierte Schuld. Keine der Personen kann sich durch Denken befriedigend orientieren. Der Autor ergreift in der Auseinandersetzung nicht Partei, er stellt das Mißgefühl dar.

Uwe Tellkamp: „Eisvogel“ – Opposition von rechts

Den Orientierungsmangel, Unwillen, Protest junger Menschen aus wohlhabenden Familien thematisiert auch der früher als Arzt in einer Münchener Unfallklinik arbeitende, jetzt als freier Schriftsteller in Berlin lebende Bachmann-Preisträger Uwe Tellkamp (geb. 1968 in Dresden) in seinem Roman. „Der Eisvogel“ erzählt die Geschichte von Wiggo Ritter, dessen Vater ein mächtiger, rücksichtsloser Banker ist. Wiggo hat über Thomas Morus‘ „Utopia“ promoviert. Als Assistent an der Universität scheitert er trotz hoher Begabung. Weil er seinem altlinken Professor widersprach, wird er arbeitslos. Für Vater Ritter ist Wiggo ein „Loser“, vor sich selbst ein Versager. Vergeblich schreibt er Bewerbung um Bewerbung. Das Arbeitsamt empfiehlt Umschulung. Dem Grübler drängt sich das Gefühl auf, für ihn sei kein Platz in der Welt. Er lernt Mauritz Kaltmeister und dessen attraktive Schwester Manuela kennen. Deren Eltern sind durch Entführung gestorben, aber eine reiche Tante hält die Hand über sie. Mauritz leidet unter dem Wertezerfall und der Orientierungslosigkeit der Gesellschaft. „Wir brauchen einen radikalen Neuanfang“, gegen „Degeneration und Dekadenz“. Er hat die Organisation „Wiedergeburt“ gegründet. Eine Freifrau, ein Industrieller, ein Bischof, ein Staatssekretär gehören dazu. Den Mitgliedern schwebt ein autoritärer Kasten- und Ständestaat vor Augen. Sie zählen die Verschwörer des 20. Juli 1944 zu ihren Vorbildern. Die elitären Herrschaften wollen „Sinn erschaffen“. Der als Anwalt tätige Mauritz erklärt seinem gescheiterten Philosophenfreund Wiggo, aus der Analyse der Verhältnisse müsse Tat erfolgen: „Jeder will nur haben haben haben.“ Wenn die Gier verhärtet, Starre verfestigt sei, müsse sie aufgesprengt werden:

„Es gibt keine Veränderung ohne Zwang, und was wir jetzt haben, ist ein Herumdoktern an Symptomen, aber keine wirkliche Therapie.“

Die Zustände der „Berliner Republik“ sind gemeint. Mauritz propagiert einen elitären Terrorismus von rechts. Mit Terrorakten will er gegen Konsumtempel wie das Berliner KaDeWe vorgehen. Zu Beginn des Romans liegt der brandverletzte Wiggo in der Berliner Charité und berichtet seinem Verteidiger Vorfeld den Hergang der Tat. Er hat seinen Freund Mauritz – aus Notwehr oder im Affekt – erschossen, als der in einer Berliner Lagerhalle einen Sprengsatz zündet. Mauritz, der

um Wiggo warb, meinte, seinen Freund als unbrauchbares Mitglied der Organisation, als Schwächling, sogar Feigling erkannt zu haben.

Inhalt und Plot des Romans sind grobschlächtig. Mauritz gerät fast zur Karikatur. Die Erzählform ist allerdings sehr differenziert. In Bruchstücken des Bewußtseins vergegenwärtigt der im Krankenzimmer liegende Wiggo Erinnerungen, Begegnungen, Verdemütingen. Dessen Schwester Dorothea, ihr Freund Patrick, der befreundete Arzt Jost, Wiggos Vater, dazu ein übergeordneter Erzähler im Berichtsstil ergänzen die Porträts des empfindsamen Wiggo und des Aktionisten Mauritz. Ein rascher Szenenwechsel dramatisiert den Erzählvorgang zusätzlich. Die Ausdruckskraft der Sprache und die Anschaulichkeit der Bilder beeindrucken. Manchmal werden die Sätze allerdings plakativ. „Die Demokratie ist die Gesellschaftsordnung des Mittelmaßes, des Geschwätzes und der Unfähigkeit, aus dem Geschwätz fruchtbare Handeln werden zu lassen“, trägt Mauritz vor. Seine Organisation will „Führung, Ordnung und Sicherheit“ schaffen. Sowohl Mauritz wie Wiggo erlauben sich das Wort „Gott“, der eine mehr ironisch, der andere eher verschämt. Das verklausulierte Symbol von Leben-Tod ist der Eisvogel. Einmal sieht ihn Wiggo als Gemälde, dann als präpariertes Tier in der Vitrine des Zoologischen Instituts. Er mag „diesen zu einem Scheinleben aufgeputzten Tod“ nicht.

Auch in Tellkamps Roman leben die Jungen in einem persönlich und gesellschaftlich unbefriedigten Zustand. Mauritz will die Gesellschaft durch Gewalt verändern. Die Jungen sehen sich konfrontiert mit Kräften, die ihnen keine Zukunft gewähren. Depression und Gewalt sind die Folge.

II. Unabgegoltene Vergangenheit

Hans-Ulrich Treichel: „Menschenflug“ – Das verlorene Flüchtlingskind

Hans-Ulrich Treichel, geboren 1952 in Versmold/Westfalen, ist einer der gegenwärtigen Professoren, die nicht nur über Literatur reden, sondern selbst Literatur schreiben. Als einer der wenigen Autoren hat er sich mit dem Thema Flucht und Vertreibung auseinandergesetzt. Seine Erzählung „Der Verlorene“ (1998) basiert auf autobiographischem Grund. Treichel hatte einen älteren Bruder, der 1945 auf der Flucht aus dem Osten verschollen ist. Sprachlosigkeit des Vaters und Gefühlskälte der Mutter prägten die Kindheit des Erzählers. Die Eltern verdrängten ihre Verletzung. Leidend unter dem Verlust des Sohnes versäumten sie ihr eigenes Leben.

Im Roman „Menschenflug“ weitet Treichel das Thema zum Roman. Er bringt die Gegenwart des Erzählers mit ein. Der befindet sich in einer Art Midlife-Krise. Stephan ist Akademischer Rat für Deutsch als Fremdsprache in Berlin. In Steglitz, wo er wohnt, steht auch das Lilienthaldenkmal. Gern wäre er geflogen wie dieser geflügelte Knabe. Aber eine solche Leichtigkeit fehlt ihm. Ihn plagen Herzbeschwerden,

Ängste und Träume. Er nimmt eine berufliche Auszeit und mietet eine Dachwohnung, nicht weit von seiner Frau, einer Psychotherapeutin. Mit 52 Jahren gerät Stephan in die Altersnähe seines verstorbenen Vaters. Die Eltern verschwiegen ihm ihre Kriegsvergangenheit. Sie wollten sich an das ihnen Angetane nicht erinnern und verschlossen sich. Im Januar 1945 waren sie in Wolhynien vor den Russen geflohen. Die rissen den im Krieg armamputierten Vater und die verängstigte Mutter weg von ihrem kleinen Sohn. 40 Jahre nach dem Tod des Vaters stößt Stephan auf den Lebenslauf der Heimatvertriebenen. Sie waren nie über den Verlust ihres ersten Sohnes hinweggekommen. Als sie 1959 auf das Findelkind Nummer 2023 aufmerksam wurden, verfolgten sie seine Spur nicht weiter. Auch Stephan wies Wolhynien und Vertreibung zurück. Aufzeichnungen seines Onkels interessierten ihn nicht. Jetzt verfolgt ihn der Phantomschmerz einer nicht vorhandenen Erinnerung an seinen Bruder.

Braucht er Totengedenken oder einfach Abstand? Er entschließt sich zu einer Reise nach Ägypten. Die Pyramiden und das Tal der Könige sollen ihn auf andere Bilder und Gedanken bringen. Nebst einem kleinen amourösen Abenteuer stößt er aber auf sich selbst, auf seine Unruhe und Ängste. Zurückgekehrt fragt Stephan beim Suchdienst nach seinem verlorenen Bruder. Das einstige Findelkind Nummer 2307 wohnt mit Namen Hermann Stäub in Celle. Er fährt hin und findet einen etwa 60jährigen Mann mit zwei Krücken. Der Fremde, der sein Bruder ist, weist ihn schroff ab. Stephans Schwestern verweigern weitere Kontaktaufnahme, weil sie ihr Eltern Erbe mit dem Bruder teilen müssten. Stephan fühlt sich von einem Spuk verfolgt. Er erleidet einen Herzschlag. Der Notarzt kümmert sich um ihn. Auf der Liege stellt er sich vor, er fliege „den Menschenflug“. Die Flugmetapher kommt überraschend. Sie ist nicht genügend vorbereitet, das große Wort bleibt vage. Meint Fliegen den Flugapparat, die Flucht, ein psychologisches Entkommen oder gar den Tod? Die Suche nach dem verlorenen Bruder zieht Stephan in den anderen Teil seiner Lebensgeschichte. Es ist zugleich der Sog der Erkenntnis des zu wenig gelebten Lebens. Eine Vergangenheit, von der er meint, er sei an ihr nicht beteiligt, saugt ihn in eine mißliche Gegenwart. Der verlorene Bruder kann nicht ausgelöscht werden. Er rumort in allen Personen der Familie.

Treichel erzählt eine bedeutsame, in der zeitgenössischen Literatur wenig beachtete Leidensgeschichte. Der gedankliche Berichtstil schwächt manchmal die bildhafte Konkretion. Als literarischer Leser wünschte ich mehr Detailbeschreibung und erlebte Rede.

Christoph Meckel: „Einer bleibt übrig, damit er erzähle“

Nicht die Beziehung von Mann und Frau, sondern das Überwältigtsein durch zerstörende Gewalt, den Verlust von Bewohnbarkeit schildert der inzwischen 70jährige Christoph Meckel in seinen Erzählungen. In fast antikischen Botenmeldungen berichten seine Erzähler die Zerstörung einer Stadt, der Natur, eines Land-

strichs, des Palastes. Szenarien der Gewalt, der Verwüstung, des Tötens durch Soldaten, Milizen, Söldner.

Am Anfang steht die Beschreibung einer verlassenen russischen Garnison in Ostdeutschland. Das Kasernengelände ist eine Trümmerlandschaft aus Schlamm, Schmutz, Öl, Baumstümpfen, zerfallenden Häusern, verwüsteten Baracken. Die längste Erzählung schildert die Ruine eines Präsidentenpalastes. Sie beschreibt Verhältnisse in der „Dritten Welt“, ist aber nicht lokalisiert. Auf einer südlichen Insel hat ein Despot seine Macht- und Luxusmetropole errichtet mit Landepiste, Bunkerpalais, Verwaltungszentrum, Folterkammer, Bordell. Der Gebäudekomplex wird von Aufständischen bombardiert, beschossen und zerstört. Bilder der Gewalt, der Grausamkeit, des Todes. In der Erzählung „Aura“ wird in der syrischen Wüste ein Koloß gesprengt. Der verschloß eine riesige Deponie, in dem atomarer Müll lagert. Der Reporter verallgemeinert seine Gesellschaftskritik. Wirtschafter der Vernichtung sind am Werk:

Angeklagt wird „eine hochzivilisierte Gesellschaft, vielleicht existierend ohne Religion, ohne Glauben an Gottheiten oder Mysterien, vom Sinn ihres Vorhandenseins nicht überzeugt, nicht an sich selbst und der eigenen Geschichte verzweifelnd, Übereinkunft eines Barbarentums ohne Leiden, ohne Heilsgedanke und ohne Utopie, jederzeit in der Lage, die vorhandene Welt und sich selbst zu verwüsten.“

Diese Anklage nennt die intentionale Mitte der Erzählungen. In der letzten irrt ein Findelkind durch ein vom Krieg zerstörtes südliches Land. Das taubstumme Mädchen kann plötzlich singen. Es möchte die Worte lernen, durch die man mit Menschen verkehrt. Unschuld und Einfalt bewahren das Kind vor Verletzung und Gewalt. Wie ein Engel des Friedens zieht das Mädchen in ein anderes Land.

Meckel beschreibt und berichtet. Der Aufbau der Erzählungen ist kunstvoll, die Sätze streng stilisiert. Wenn realistische Sätze und Bilder aber in verallgemeinernde, exemplifizierende, auch mythisierende Warnungen übergehen, wird die politische Eindringlichkeit geschwächt. Wir hatten in den 80er Jahren apokalyptische Romane (der bekannteste von Günter Grass: „Die Rättin“). In Meckels Erzählungen wird das Apokalyptische an mehreren Orten punktuell, doch nicht weniger pathetisch, gegenwärtig.

III. Mann und Frau – das alte Thema

Wilhelm Genazino: „Liebesblödigkeit“ – Ein Mann, zwei Frauen

Auch im Single-Zeitalter bleibt die Beziehung von Mann und Frau ein Grundthema des Romans, nicht in einer bürgerlichen Standes- oder sozialen Bedürfnisehe, sondern in einer bewußten Wahl auf Zeit. Wilhelm Genazino, Büchnerpreisträger des Jahres 2004, zeigt den Protagonisten seines Romans „Liebesblödigkeit“ in der Beziehung zu zwei Frauen. Mit 52 Jahren muß er allerdings fürchten, nicht mehr

begehrenswert zu sein. Er wollte keine Nachkommen zeugen und ließ eine frühe Ehe rasch hinter sich. Im zunehmenden Technikm  ll sieht er eine apokalyptische Gefahr, im Fernsehen ungehindert „Unterhaltungsfaschismus“ am Werk. Als Apokalypse-Spezialist verdient er mit Vorträgen und Seminaren seinen Lebensunterhalt. Er unterhält eine Beziehung zur praktischen, spontanen, erotisch attraktiven Sekretärin Sandra und zu der ästhetisch-musischen Judith:

„Ich kann die dauerhafte Liebe zu zwei Frauen nur empfehlen. Sie wirkt wie eine wunderbare Doppelverankerung in der Welt. Man wird mit Liebe gemästet, und das ist genau das, was ich brauche.“

Sandra kümmert sich um sein Häusliches. Sie macht ihm einen Heiratsantrag, dann wäre für seine Rente gesorgt. Die etwas ältere Judith braucht Nachdenken und Reflexion. Als gescheiterte Konzertpianistin schlägt sie sich mit Nachhilfestunden durch. Die von ihr gemalten Bilder begeistern den Freund nicht. Auf dieses Bedürfnis, eine tiefere Bindung, gar auf Leben und Tod will er nicht eingehen. Freiheit verlangt er in der Liebe, das heißt Sexualität, im übrigen verfügbaren Abstand. Das Bewußtsein, daß „polygam“ leben auch unverbindlich leben heißt, ist ihm abhanden gekommen. Dennoch kann er das Gefühl, daß er seine Beziehungen klären, sich für die eine oder andere Frau entscheiden muß, nicht abweisen. Als er bei einem Seminar in Interlaken die Saaltochter sieht und begehrt, fragt er sich, ob er an „Liebesverbl  dung“ leide. „Der Kern der Liebesverbl  dung“ sei eine phantastische Mannessehnsucht. Aber der   berempfindliche Mann braucht Frauen. Von Jugend auf leidet er an Unsicherheit und innerer Not. Bei einem Gang durch die Stadt (Frankfurt am Main wird nicht ausdrücklich genannt) wird ihm bewu  st, daß er keine der beiden Frauen verlassen kann. Er lebt nicht leidenschaftlich, sondern pragmatisch. Die Liebe zu beiden Frauen hilft ihm im Lebenskampf.

Der Erzähler setzt Ironie und Selbstironie ein. Skurrile Wortversprecher („Verhangenheit“ statt „Vergangenheit“) und Wortspiele spiegeln sowohl Angst wie Sprachlust. Die Beobachtungsdichte der beiden vorausgegangenen Romane „Ein Regenschirm für diesen Tag“ (2001) und „Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman“ (2003) erreicht der neue Roman nicht. Stilistische Pointen und Sentenzen wirken oft gesucht. Zwar leidet der Ich-Erzähler an der „universalen Unerlöstheit der Menschen“. Er bleibt aber – wie in früheren Romanen – distanzierter Flaneur, ironisch, nicht leidenschaftlich, mehr beobachtend als beteiligt.

Adolf Muschg: „Eikan, du bist spät“ – Liebesgeschichte oder Ichgeschichte?

Seit dem Tod von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt ist Adolf Muschg Statthalter der Schweizer Literatur, seit 2003 auch Pr  sident der Akademie der Künste in Berlin. Selbstfindung und Dufindung in der Beziehung von Mann und Frau sind

Grundthemen seines Erzählens. Der neue Roman mit dem mystifizierenden Titel „Eikan, du bist spät“ erzählt die Geschichte des Liechtensteiner Cellisten Andreas Leuchter. Von seinem an Aids erkrankten ehemaligen Mitschüler Roman Enders erhält er eine unvollendete Cello-Partitur zugeschickt, die er in Paris aufführen soll. Leuchter hält sie für unspielbar, bis ihm Sumi, die japanische Schülerin und Freundin, ihre Dechiffrierung liefert: „Das bist du – ganz in Moll.“ Leuchter bricht die Suite nach dem zweiten Satz ab. Das Publikum beschimpft ihn, er spielt nicht mehr Cello. Sumi verläßt den Freund ohne Vorwarnung und Abschied. Leuchter ist tief betroffen. Seine Frau Catherine hat sich von ihm getrennt. Der 42jährige tröstet sich mit anderen Frauen. Begegnungen mit Vera, Angela, Jacqueline, Lea und Ayu werden angesprochen. Alle sind spontan zu sexuellem Kontakt bereit. Nach kurzer Faszination wendet sich Leuchters Bedürfnis einer anderen zu.

Fünfzehn Jahre später läßt ihn Sumi, inzwischen Cello-Professorin in Japan, als Juror eines Wettbewerbs einladen. Plötzlich erklingt die ominöse Suite. Dem erschütterten Leuchter wird „die Seele aufgetan“. Der sexgierige, zu anhaltender Beziehung unfähige, sich selbst verschlossene Mann soll sich öffnen. Beim Besuch eines Tempels erzählt ihm der japanische Begleiter von Abt Eikan, der morgens zur Meditation zu spät kam. Er klagte sich an und wurde augenblicklich erleuchtet. Ein Stück Selbstanklage und Läuterungssuche will auch der Roman aussprechen. Leuchter wollte leben, bis er „etwas recht gemacht hatte“. Sumi, die nur ihn geliebt hatte, nimmt sich das Leben. Leuchter muß erkennen, daß er „noch keinen Menschen geliebt“ hat. Zurück in Europa flaniert er mit einer Schülerin Sumis durch Paris-Montmartre. Plötzlich droht sie ihm mit der Pistole und redet ihm ins Gewissen. Leuchter macht sich auf nach Chartres. Dort hofft er, die Liebe zu finden, die er vor Jahren mit Sumi versäumte.

Muschg hält sich auch mit diesem Roman im höheren Kulturgetriebe und in psychoanalytischen Gefilden auf. Seine Personen sind Kunstfiguren. Das Geschehen wird erzählt aus der Perspektive Leuchters. Metaphernreich und pathetisch wird die Cello-Partitur beschrieben. Ihr Komponist, der sensible junge Enders, wurde bereits durch seine getrennten Eltern verletzt. Ins Internat geschickt, vergewaltigt er den Jugendfreund Andreas.

Einmal mehr zeigt Muschg einen sexuell verletzten und verletzenden Menschen, der sich auf therapeutischem Weg finden soll. Psychoanalytisches Zeigen verbindet er mit mystifizierenden Verweisen. Kann einer, der nacheinander so viele Frauen benutzte und brauchte, am Ende wahrhaft lieben? Die hier gerafft wiedergegebene Handlung ist erzählerisch mehrfach gebrochen. Bildung und Geilheit, Cellokunst und sexuelles Nimm-dir gehen ein erzählerisches Amalgam ein. Das artifizielle Verstrickungsmuster wird zum Melodram. Der intellektuelle, japan-kundige Autor baut Versatzstücke zusammen, deren Akzeptanz und Logik er dem Leser überläßt.

Dieter Wellershoff: „Das normale Leben“ – Erfahrungen, die wir zu kennen meinen

Der 80jährige Dieter Wellershoff ist nicht nur einer der bedeutendsten Literaturtheoretiker, sondern auch ein eindrucksvoller Erzähler. Er hat seit den 60er Jahren die Kölner Schule des Neuen Realismus begründet und begleitet. Gegen Scheinvertrautheit und Gewöhnung an das Alltägliche setzt er die Widerfahrnis der Fremdheit. Während Muschg in seinen Beziehungsgeschichten das Exorbitante auslöst, greift Wellershoff gewöhnliche Erwartungen und Verhaltensweisen auf. Die sogenannte Wirklichkeit hält, wenn sie bewußt wahrgenommen wird, ihr eigenes Erschrecken bereit. Sexuelle Liebe hält nicht, was sie verspricht. Sie löst Verstörung aus und endet in Trennung. Das Ich wird auf sein Alleinsein zurückgestoßen. Was Eros wünscht, hält Sexus nicht.

Handlung und Verhalten ereignen sich im gehobenen sozialen Milieu. Keine Sorgen um Auskommen und Wohnung. Kinder gibt es in den Beziehungen nicht. Die Personen genießen viel Freiheit. Sie können über sich selbst nachdenken, allerdings nicht vordenken. Der Kunsthändler, der Immobilienhändler, der Rundfunkredakteur, der Innenarchitekt, der Buchhändler, die schönen jungen Frauen suchen Glück durch die sexuelle Partnerbeziehung. Doch die erwartete Anzahlung auf das Unerfüllbare endet in Trennung. Die Verheirateten suchen eine Geliebte, dominante Männer eine jüngere Frau. Zu einer das ganze Leben einbeziehenden Du-Beziehung sind die Ich-Bezogenen weder willens noch fähig. Das Wort „normal“ ist realistisch und ironisch gemeint. Gesellschaftlich „normal“ ist der Freiheits- und der Nimmanspruch unter den emanzipierten Männern und Frauen. „Normal“ ist auch, daß sie in ihrem Verhalten scheitern. Dann droht ihnen das „normale Leben“ der Enttäuschung und des Alleinseins:

Der pensionierte Rundfunkredakteur erfährt nach zwei gescheiterten Ehen und dem vergeblichen Versuch zu einer neuen Partnerschaft „ein Gefühl der Fremdheit und Beziehungslosigkeit ... Er hatte den selbstverständlichen Zusammenhang verloren, in dem man normalerweise lebte ... Er war ein alter Mann, der auf Abruf lebte, versehen mit der Weisung, noch ein mal und so lange es ging in sein normales Leben zurückzukehren.“

Wie dieses normale Leben im Alleinsein aussehen könnte, diese Vorstellung bleibt dem Leser überlassen. Die Erzählungen enden offen. Was kann, was muß als normal gelten, wenn es verbindliche Normen und Lebensformen nicht mehr gibt? Auf der einen Seite der individuelle Glücksanspruch, auf der anderen mangelnde Achtsamkeit für den anderen. Öfters mischt sich ein übergeordnetes Erzählbewußtsein in den Erzählvorgang. Da wird es dann ziemlich begrifflich. Eine an „Enttäuschung und Einsamkeit“ leidende Frau will „ihre Unbefangenheit und Leichtigkeit wiederfinden“. Eine verheiratete Frau spricht von der „zunehmenden Falschheit ihres Lebens“. Schmerzhafte Desillusionierungen der Liebesbeziehungen prägen die

Erzählungen. Beeinflußt vom französischen „Nouveau roman“ der 60er Jahre, verfahren die Erzähler streng perspektivisch. Den Blick auf eine Ganzheit des Lebens gewährt Wellershoff nicht.

IV. Kindheit und Familie

Marica Bodrožić: „Der Spieler der inneren Stunde“ – Rückkehr des Migrantenkindes in die alte Heimat

Romane, die die Welt eines Kindes erzählen, sind in Deutschland selten. Das neunjährige Kind Jelena Felder reist aus einem dalmatinischen Dorf nach Deutschland. Dort arbeitet die Mutter als Putzfrau, der Vater als Kanalarbeiter. Die Abreise des Kindes muß dem Großvater verborgen werden. Mutter Nevena und Vater Goran haben sich als Gastarbeiter in Deutschland kennengelernt, die Kinder in Jugoslawien zur Welt gebracht und bei einer herzegowinischen Tante gelassen. Jelena lebte bei Großvater Nikolas in einem Dorf hinter Split. Aus Deutschland schreibt sie ihm, der selbst nicht lesen kann, Briefe. In den Sommerferien besucht sie ihn regelmäßig. Seine Wärme strahlt auf das Kind aus. Das Leben im Haus des Großvaters ist ihm Heimat, das Wohnen in Deutschland Fremde. Doch in diesen Jahren werden die Häuser und Gehöfte des Dorfes von den Bewohnern verlassen. Es gibt keine Arbeit, kein Auskommen, für die Jungen keine Zukunft. Der verwitwete Großvater ist dem Kind innerlich näher als die unglücklich zeternde Mutter. Das Kind sucht einen Halt, den die in Deutschland sich selbst fremd gewordenen Eltern nicht geben können. Jelena sieht Bilder des Hauses im Karst und erinnert Bilder der Jahreszeiten. Sie hört das Bellen der Hunde, sieht Schlachten und Räuchern, erlebt die Feste im Dorf. Die Bilder suchen jemand, der sie in Worte faßt.

Jelena ist so alt wie die Autorin war, als sie neunjährig nach Deutschland kam. Zehn Jahre lang reist sie Sommer für Sommer in das Dorf, bis Großvater sich zum Sterben anschickt und sie der Kindheit entwachsen ist. Das Dorf hat sich verändert. Telefon und Fernsehen sind eingedrungen. Die Frauen benutzen Lippenstift und Wimperntusche. Alte Steinhäuser werden als Ställe genutzt. Tante Rosa, eine Lehrerin, ist unzufrieden mit dem aussichtslosen Leben.

Der Roman erzählt und verabschiedet Jelenas Kindheit, die Lebenswärme beim Großvater, das heimatliche Dorf. Die Kindheit mit den traumhaften Bildern eines naturverbundenen Lebens ist zu Ende. Jelena ist eine junge Frau geworden. Sie will den ihr fremd gebliebenen Eltern, die in Deutschland nicht angekommen sind, von sich und ihrem Dorf erzählen. Die Bildfolge ist auch eine Geschichte von der Auffindung der Wörter. Den Leser beeindruckt das von Begriffen noch nicht belastete und eingeschränkte Sehen des Kindes. Nicht informatorische Mitteilungen und Beschreibungen, sondern poetische Bilder prägen den Roman. Die Wahrnehmungen

des Kindes bleiben oft im Undeutlichen, Unerklärlichen, Geheimnisvollen. Kindliche Unschuld der Sinne und der Seele erscheint. Die Augen sind nicht von Konsummüll verdorben, das Denken ist nicht von Konsumansprüchen getrübt. Die Eindrücke des Kindes in Deutschland bleiben unterbelichtet. Der Bewußtseinsbruch kommt nicht zur Sprache. Das wäre ein anderes Thema. Die Autorin wollte die andere Wahrnehmung und das alte Sagen in die deutsche Sprache bringen. Den rätselhaften Titel des Romans erklärt sie aus dem Abschied: „Der Abschied ist ein Wort vom Beginn und vom Ende, er ist *der Spieler der inneren Stunde*.“

Die innere Stunde – das ist die Zeit, wie sie sich in der Seele des Kindes ausbreitet. In ihr spiegeln sich die Bilder, von ihr werden sie bewahrt. Peter Handke schrieb 2002 seinen Roman „Der Bildverlust“. Marica Bodrožić, 1973 in Dalmatien geboren und seit 1983 in Deutschland lebend, erzählt ihre dalmatinische Kindheit als Heimat der Bilder. Sie hat in Frankfurt Kulturanthropologie, Psychoanalyse und Slawistik studiert; im Jahr 2001 erhielt sie das Hermann-Lenz-Stipendium, 2002 den Heimito-von-Doderer-Förderpreis, 2003 den Adalbert von Chamisso-Förderpreis.

Eva Menasse: „Vienna“ – Eine Wiener Familiengeschichte

Da erscheint sie doch noch: die Familiengeschichte – nicht eine deutsche Täter- oder Mitläufertfamilie, sondern eine jüdische Verfolgtenfamilie aus Wien. Auf autobiographischem Untergrund erzählt Eva Menasse – 1970 in Wien geboren, arbeitete sie als Journalistin in Wien und Prag und lebt seit 2003 in Berlin – aus familiären Überlieferungen, Mythisierungen, Anekdoten und Aphorismen die Geschichte dreier Generationen. Der Großvater, ein Wiener Jude, heiratete eine mährische Katholikin. Der Weinhändler ist ein Spieler und Liebhaber wie noch aus der k.u.k.-Zeit. Um die Kinder vor den Nazis zu retten, werden die beiden Söhne und die Tochter 1938 nach England zu Pflegeeltern verschickt. Der jüngere Sohn, der Vater der Erzählerin, wird dort ein hochbegabter Fußballer, der ältere gelangt als britischer Soldat bis in den Dschungel von Burma. Schwester Katzi stirbt in Kanada an Lungenentuberkulose.

Nach dem Krieg kehren die Söhne nach Wien zurück. Der jüngere spielt in der österreichischen Nationalmannschaft. In Hinterhofräumen betreibt er ein erfolgreiches Geschäft mit Ostsportlern. Im Alter versucht der halbherzige Jude den Sabbat zu begreifen. Der Bruder der Erzählerin wurde getauft, weil Vaters erste Frau Engländerin war. In den 70er Jahren fragen dann die Enkel nicht nur nach der Religion und Verfolgung ihrer Vorfahren, sondern auch nach deren jüdischen Identität: Wer sind sie selbst, wer müssen, dürfen sie sein, wenn sie nur Halb- oder sogar nur Vierteljuden sind? Gilt die halachische Abstammungsvorschrift der Matrilinearität, oder reicht für ihr Judesein die Verfolgungsgeschichte der Familie? Das sicher ge-

glaubte jüdische Erbe bleibt nur noch im Erzählen gegenwärtig. „Vienna“ heißt der Roman wegen der Personen und weil vorab im Wiener Kaffeehaus und im Tennisclub am Prater erzählt wird. Noch einmal erscheint die Altwiener Atmosphäre aus Kaffeehausgeplauder, Schmäh und Redensarten – dieses bezaubernde Lebensgefühl von gestern.

Als noch die meisten Österreicher sich als „erstes Opfer Hitlers“ verstanden, enttarnte der intellektuelle Bruder der Erzählerin – Eva Menasse ist die Schwester des berühmten Romanautors Robert Menasse – den Präsidenten des österreichischen Skiverbandes als Kriegsverbrecher. Der Provokateur wurde zum Nestbeschmutzer, der Nestbeschmutzer öffentlicher Jude. Die Halacha stellt sein Judesein zwar in Frage, aber die Öffentlichkeit weiß es besser. Die Enkel streiten um die „Deutungshoheit“ des Jüdischen. Mit der Inszenierung der Bestattung des Großvaters holt die Erzählerin noch einmal die Großfamilie zusammen: den Nandl Königsberger und die Tante Gustl, die Baroneß und die Fußpflegerin, den Hofrat und den Compagnon, die Vettern und die Großmutter. Der umsichtige, ja skurrile Abschied im Krematorium gewährt dem weinenden Auge das lachende. Die Buchausgabe des in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vorabgedruckten Romans hatte sogleich mehrere Auflagen. Heiterkeit und Witz des Erzählens bescheren dem Leser die im deutschsprachigen Roman selten gewordene „Leichtigkeit des Seins“.

Vielelleicht kein Haupttext

In den Jahrzehnten von Böll, Grass und Walser, noch beim frühen und mittleren Handke, konnte man immer wieder einen Haupttext erkennen. Die Medien spielten vor der Zeit der politischen Talkrunden noch nicht diese beherrschende Rolle. Informationsmassen überschwemmten noch nicht mit dieser Wucht das Bewußtsein der Bürger. Viele waren bereit, mit einiger Geduld einen poetischen Text zu lesen. Heute polemisieren jüngere Autoren, die ihre Wahrnehmung, Phantasie und Moral anmelden, gegen „die großmäuligen Alten, die Deutungshoheiten mit und ohne Pfeife“ (so Martin Dean, Thomas Hettche, Matthias Politycki u. Michael Schindhelm, *Was soll der Roman?* Eine Debatte unter Schriftstellern, in: *Die Zeit*, 23.6.2005). Natürlich wollen sie ihre eigene Sicht mitteilen – siehe Maier und Tellkamp. Allerdings werden Krisengeschichten von Zweierbeziehungen oft eintönig. Genazino und Wellershoff behelfen sich mit Ironie, Muschg mit routinierter Ästhetik und einem Schuß Exotik. Doch da ist noch immer unsere deutsche Vergangenheit, diese Schmerz- und Schuldgeschichte, die in die Söhne, Töchter und Enkel hineinreicht – siehe Treichel und Eva Menasse.

Insgesamt erfahren die jüngeren Autoren ein Problem, das die älteren so nicht kannten: Von früh auf wird das Bewußtsein nivelliert. Man leidet nicht mehr an katholischer Totaldurchdringung des kindlichen Bewußtseins (wie Böll, Grass,

Walser), sondern an dessen totalitärer Nivellierung. Alle sehen dieselben Fernsehbilder, hören dieselben Nachrichten, werden von denselben Schlagzeilen berieselt, gehen in denselben Supermarkt, beanspruchen denselben Konsum. Öffentlich trägt man Coolness zur Schau, innen klebt normiertes Glücksverlangen. Ihre andere Bewußtwerdung im dalmatinischen Dorf teilt Marica Bodrožić mit. Werden wir eines Tages erfahren, wie sie, nach den Schul- und Studienjahren hier, unsere Wirklichkeit wahrnimmt? Was sieht Eva Menasse, seit sie nach Berlin umgezogen ist, in der brodelnden Stadt? Welche Gegenwart gegenüber der Wiener Vergangenheit?

Ideologien belasten uns zur Zeit nicht, Visionen dürfen wir nicht erwarten. Unser nivellierte Bewußtsein durchbrechen – das will jeder Autor: wahrnehmend, erinnernd, kritisch und unterhaltend die vermeintliche und die wirkliche Wirklichkeit zeigen. Die Frage ist, wie weit wir sie sehen wollen. Natürlich ist jeder Gestreute auch dankbar für das schöne Spiel der Phantasie.

Die Bücher: Andreas Maier: Kirillow (Suhrkamp: Frankfurt 2005) 348 S. 19,80. – ; das Interview in der „Zeit“ erschien am 17.3.2005. – Uwe Tellkamp: Der Eisvogel (Rowohlt: Berlin 2005) 317 S. 19,90. – Hans-Ulrich Treichel: Menschenflug (Suhrkamp: Frankfurt 2005) 233 S. 17,80. – Christoph Meckel: Einer bleibt übrig, damit er erzähle. Sieben Erzählungen und ein Epilog (Hanser: München 2005) 263 S. 19,90. – Wilhelm Genazino: Die Liebesblödigkeit (Hanser: München 2005) 202 S. 17,90. – Adolf Muschig: Eikan, du bist spät (Suhrkamp: Frankfurt 2005) 315 S. 17,90. – Dieter Wellershoff: Das normale Leben. Erzählungen (Kiepenheuer & Witsch: Köln 2005) 305 S. 18,90. – Marica Bodrožić: Der Spieler der inneren Stunde (Suhrkamp: Frankfurt 2005) 226 S. 16,90. – Eva Menasse: Vienna (Kiepenheuer & Witsch: Köln 2005) 427 S. 19,90.